P. Paulus Maria Hauke (1984):

Wie ich Benediktiner wurde

Oft wurde ich privat danach gefragt und habe gern geantwortet. Aber aufschreiben? Für ein Buch, das jeder lesen kann, auch der Neugierige? Nicht als ob ich mich zu schämen brauchte. Aber spricht man gern vom Allerpersönlichsten, besonders von den Vorgängen zwischen sich und Gott? Muß nicht ein Schleier darüber gebreitet bleiben?
Ein Wort Christi kommt mir in den Sinn: »Was ich euch im Dunkeln sage, davon redet am hellen Tag« (Mt 10,27). Auch viele andere Stellen der Hl. Schrift fallen mir ein, Ermunterungen, ja Befehle, »die Großtaten Gottes zu verkünden« (Ps 71,16). Darf man schweigen, wenn Gott zu reden befiehlt? »Von den Taten deiner Huld, Herr, will ich ewig singen«: bezieht sich das ausschließlich auf Gottes Taten in biblischen Zeiten, längst vergangenen? Oder hat man nicht im eigenen Leben, wenn man nachsinnt, Ereignisse genug, die ohne göttliche Einwirkung nicht zu erklären sind?

Zu falschen Schlüssen

mögen viele gekommen sein, die von meinem unerwarteten Eintritt in den Benediktinerorden hörten: »Mit 60 Jahren erst? Also hat er wohl einen ruhigen Lebensabend im Sinn?« »Liebte er nicht immer den Gregorianischen Choral? Das ist nun sicher seine Welt!« Einige hielten mir vor: »Heute noch ins Kloster? Das ist doch reine Nostalgie, romantischer Unsinn; die Kloster - Blütezeit ist ein für allemal dahin! Kann man denn Asche zu neuem Leben erwecken?«
Aber damit nicht genug, kamen auch direkte Anklagen: »Du hast uns in der Not verlassen und willst ein guter Priester sein? In der Seelsorge wirst du gebraucht, nicht hinter Klostermauern!« Auch um dieser Werturteile willen, so gut sie vielleicht gemeint sind, möchte ich einiges aus meinem Leben erzählen, wie ich dazu kam, Priester und schließlich Mönch zu werden.
Unter den Lesern dieser Zeilen befinden sich viele Glaubende und solche, die dem Glauben an Gott nahestehen. Ihnen sei die Frage gestellt, ob Gott nicht jederzeit das Recht hat, zu rufen, wann er will und wen er will und wohin er will – natürlich ohne jeden Zwang –, und ob der Gerufene nicht schuldig wird, auch an seinen Mitmenschen, wenn er den Ruf ausschlägt mit allerlei Entschuldigungsgründen?

Viel Schönes zeigte mir Gott, um mich zu locken, und viel Schweres ließ er mich erleben, daß ich zur Erkenntnis gelangte, was er mit mir vorhätte. Ich bin nicht erst am 1. Mai 1976 Mönch geworden, als ich an der kleinen, unscheinbaren Klosterpforte auf der Huysburg anklopfte. Dieser Entschluß hatte Wurzeln, die bis in die Jugendzeit zurückreichten. Wie lange hatte es allein gedauert, bis ich klar begriffen hatte: ein Menschenleben wird erst dann sinnvoll und erfüllt, wenn einer endlich aufhört, immer zuerst an sich selbst zu denken, und mit Freude sein Leben den Mitmenschen zu schenken beginnt.

Am Stadtrand von Breslau

gab es gepflegte Schrebergärten. Einige sahen auch ganz anders aus: elende Hütten, Bretterbuden, bewohnt von obdachlosen Familien. Dort irgendwo wohnte eine arbeitslose Mutter mit acht Kindern. In ihrer Gartenlaube nur ein Raum. Übler Geruch, Armutsverhältnisse. Ich war damals 11 oder 12 Jahre und gehörte zu den »höheren Schülern« vom Matthiasgymnasium. Einige Jungen unserer Klasse sammelten monatlich ihre Sparpfennige, kauften Lebensmittel und brachten sie dorthin: Glückliche Augen, froher Händedruck waren die Antwort.

Aber die Gabe – so armselig. Der erreichte »Nutzen« – fast Null! Ich fing aber damals an, die Not der Menschen nicht nur so von weitem zu ahnen, aus Büchern, vom Erzählen, sondern aus nächster Nähe erlebte ich sie, sah ich sie selbst. Und tiefes Mitleid wurde in mir wach, für immer!

Geburtstag 1928

Vater wollte dem Dreizehnjährigen eine Geburtstagsfreude bereiten: Er meldete mich zur Orgelstunde an. Bald schon konnte ich in einer Maiandacht spielen, nicht lange später begleitete ich am Osterfest an der Orgel eine lateinische Choralvesper mit Volkspsalmodie und Chor. Aus diesem kleinen Anfang wurden neun gesegnete Jahre kirchenmusikalischer Tätigkeit unter der Leitung eines jungen Kirchenmusikers, Günther Nierle, des späteren Domorganisten am Breslauer Dom. Sein musikalisches Können, seine natürlichechte Gottesfurcht und Bescheidenheit haben meinen Charakter wesentlich mitbestimmt. Könnte ich die ungezählten Gottesdienste hier beschreiben, in denen ich an der Seite des »Meisters«, wie wir ihn gern nannten, die alte, polyphone Chor- und Orgelmusik und den Gregorianischen Choral kennen und schätzen lernte! Durch die stilvolle, jedesmal mit Liebe und Fleiß vorbereitete Gestaltung aller Gottesdienste im Kirchenjahr fand ich immer tieferen und reinen Zugang zur Liturgie unserer Kirche. Unbewußt empfing ich damals etwas sehr Wesentliches: die Ehrfurcht vor Gottes Gegenwart, die in jedem Lobgesang, eigentlich in jeder Musik enthalten sein muß: »Im Angesicht der Engel will ich dir lobsingen« (Ps 138,1 und Kap. 19 der Benediktsregel). Erst nach seinem Tode (1962) las ich auf dem Sterbebildchen, daß Nierle viele Jahrzehnte Oblate der Benediktinerabtei Grüssau gewesen war!

Grüssau

Ich war vielleicht 16 Jahre, als unser Matthiaschor zu einem Ausflug nach Grüssau fuhr. Diese Benediktinerabtei liegt bei Landeshut in Schlesien und heißt heute Krzeszów. Ich sah, hörte und erlebte dort zum ersten Mal eine benediktinisch geformte Eucharistiefeier. So neu und eigenartig, ganz anders klang das, als in unseren Pfarrkirchen! Ich liebte das Edle, Schöne, fein Geordnete sehr. Die Worte, so gepflegt gesprochen, die Gesänge, so voll Innerlichkeit, die Ruhe und Gelassenheit jeder Bewegung, nicht zuletzt die Freude – die Osterfreude –, die über allem lag. Wirklich, ich empfand das damals schon, konnte ich doch Vergleiche ziehen!

In der Fastenzeit des folgenden Jahres fuhr ich für eine Woche ganz allein in dieses Kloster, wohnte im Gästeflügel in einer schmucklosen Mönchszelle und nahm von einer Empore aus am ganzen, noch lateinisch gesungenen Stundengebet teil, in der Hand das dicke Antiphonale. Tief in der Nacht mußte man aufstehen zu den »Vigilien«; das sind die Nachtwachen der alten Kirche. Früh bei Sonnenaufgang sangen die Mönche, etwa 80 an der Zahl, die »Laudes« (Lobgesänge), später die »Prim« und »Terz«.

Um 9 Uhr begann das tägliche Konventamt, die Eucharistiefeier. Vor und nach dem Mittagsmahl folgten »Sext« und »Non«. Die »Vesper« und später die »Komplet« ließen den Tag vor Gott zu Ende klingen.
Ich überlegte damals und sagte mir: Tag für Tag, Monat für Monat, Jahr für Jahr wird dieses heilige »Offizium« mit seinen Psalmen, Hymnen und Lesungen in allen Benediktiner- und Zisterzienser - Kirchen der ganzen Welt Gott dargebracht; wie anstrengend mag das sein. Wozu dieser große Einsatz? Bald kam ich darauf: um das fehlende Lob- und Dankgebet vieler Mitmenschen vor Gott zu ersetzen, die den Kontakt mit ihm verloren haben. Ich spürte, wie notwendig es ist, daß es solche selbstlosen Menschen gibt, die mit Christus vor Gott hintreten, ihn zu ehren, ihm zu danken und ihn um Vergebung zu bitten. Sollte ich mich nicht für diesen Dienst Gott ganz hinschenken? Leider wurden diese Gedanken bald durch andere beiseite gestellt: das ist für mich zu hoch gegriffen: die Grüssauer Patres sind hochbegabt und so viele! Sicher brauchen sie mich nicht. In der Welt dagegen ist so viel Not, und es gibt so wenige »Arbeiter im Weinberg des Herrn«! Ich will lieber fleißig studieren und den »verlorenen Schäflein« als Weltpriester nachgehen.

»Warum wollen Sie Priester werden?

Bitte schreiben Sie das ganz kurz auf!« So wurden wir aufgefordert, als das Theologiestudium zu Ende ging und der Eintritt ins »Alumnat« (Priesterseminar) bevorstand. Ich schrieb damals ungefähr so: Ich möchte den Menschen helfen; doch nicht von außen, wie ein Arzt, sondern von innen her. Wie viele Menschen vernachlässigen ihr tiefstes Innere; darum erscheint ihnen das Leben so sinnlos! Sie sind unglücklich und wissen oft nicht warum. Kann nicht am ehesten der Priester das Unsichtbare im Menschen erreichen?
Das hatte ich erfahren: wie vom Worte Gottes Heilung kommt, und welche stärkende und glücklichmachende Wirkung von den hl. Sakramenten ausgeht. Christus heranführen ans Herz vieler Menschen, das wollte ich. Vom Mönchtum war ich scheinbar abgekommen; aber der
Herr wußte, warum er mich gerade so führte. Bald sollte ich das Innere vieler Menschen kennenlernen: Leid, Sünde, Verzweiflung. Hatte nicht Mutter gewarnt: »Abgründe wirst du sehen!« Aber ich fürchtete mich nicht. Der Herr selbst wollte ja bei mir sein …

In der Fremde

Am 30. Juli 1939 war der unvergeßliche Tag meiner Priesterweihe. Schon ein halbes Jahr später lag der Einziehungsbefehl auf dem Tisch. Ich wußte damals nicht, was mir bevorstand, erst recht nicht, was Gott damit bezweckte. Ich mußte fort, in den Krieg und in die Gefangenschaft. Heute weiß ich, daß diese ersten zehn Jahre meines Priesterseins, vom 11. Februar 1940 bis 4. Dezember 1949, den Sinn sehr intensiver Lehr- und Lernjahre für mich haben sollten.
Gott wollte meinen Glauben prüfen. Er nahm mir alle Sicherheit, alles Eigentum, alle Freiheit. Er unterstellte mich halberfüllten Hitler-Offizieren, die mich wegen meines Priesterstandes demütigten, denen ich »gehorsam« in den Krieg folgen mußte, wollte ich nicht an die Wand gestellt werden. Als einfacher Soldat durfte ich keinen öffentlichen Gottesdienst mehr halten. Im geheimen tat ich es aber doch. Die hl. Eucharistie trug ich stets bei mir, um Verzweifelte und Sterbende mit Gott zu versöhnen.

Ich lernte beten, ich lernte aushalten, ich lernte trösten. Ich lernte vor allem, Christus zu verstehen, nicht als einen, der einmal gelebt hat und gute Lehren hinterließ, sondern als den Lebenden, der still mit uns ging und mit uns leiden und sterben wollte für das kommende Reich der Liebe.
Selbst das Leben hinter dem Stacheldraht mußte ich bitter auskosten, um wiedergutzumachen, was ich nicht verschuldet hatte. Nie hatte ich auf einen Menschen gezielt, nie den Hitlerwahnsinn gutgeheißen. Im Gefangenenlager Auschwitz – kurz vorher noch KZ – erinnere ich mich der ersten ökumenischen Gespräche und gemeinsamen Gebete mit den evangelischen Brüdern. Als nach einem Vierteljahr viele Gefangene nach Hause durften und ich ihnen traurig

nachschaute, dort am Tor, gewann ich den Psalmvers lieb: »Nur eines erbitte ich vom Herrn, danach verlangt mich, im Hause des Herrn zu wohnen alle Tage meines Lebens« (Ps 27,4). Dieses Gebet wurde erhört, jetzt schon 32 Jahre lang! Etwas ganz Wichtiges habe ich auch in der Gefangenschaft gelernt: das Äußere abzuschalten und ganz bei Gott zu sein. Endlich, nach 5 Jahren, war ich bei den Heimkehrern. Ich fand die lieben Eltern wieder, wenn auch in fremder Gegend. Als aller Zwang sich langsam löste, fragte ich mich oft: ob man für Gott, der einen so lange behütet hat, nicht auch freiwillig Armut und Keuschheit, ganz freiwilligen Gehorsam und unbedingte Treue geloben könnte? Ich fragte mich auch damals schon, warum Weltpriester nur selten zu einem Gelübde finden, wodurch Gott so sehr geehrt wird.

Dommitzsch, ein kleines, tausend Jahre altes Städtchen, 14 km von Torgau entfernt elbeabwärts gelegen, sollte nach den Wirren der Kriegszeit meine »erste Liebe« werden. Ich kannte es noch nicht. Wilhelm Weskamm, damals noch erzbischöflicher Kommissar von Magdeburg, wollte dort eine »Kuratie« gründen, wie es in den 50er Jahren allenthalben im Kommissariat geschah, um die übergroß gewordenen Pfarreien zu entlasten. Eine Stadt und 12 Dörfer bekam ich zu betreuen – wie soll das gehen? Aber ich sagte »Jawohl«, wie ich es eisern gelernt hatte. Ich wußte den gleichen »guten Kameraden« neben mir, der mich schon so lange sicher geführt hatte. Keinen Altar fand ich vor, keinen Kelch, kein Meßgewand. Ich hatte selbst nichts weiter anzuziehen als das, was ich bei der Entlassung empfangen hatte. Zuerst war auch kein Zimmer da, wo ich hätte wohnen können. 1100 Seelen warteten auf meine Sorge. Das war die Lage in Dommitzsch.

Mit einer Sonntagsmesse in der evangelischen Kirche begann es damals. Den evangelischen Brüdern sei Dank gesagt für ihre gleichbleibende Güte und Freundschaft! Denn die evangelischen Kirchen der Umgebung wurden für lange Zeit unser »Haus Gottes und Pforte des Himmels«. Zuerst Rucksackpriester auf einem belgischen Fahrrad (es wurde bald gestohlen), dann Meßkofferpriester auf einem Moped, später mit einem aufgemotzten, uralten Opel P/2, schließlich Kindersammelpriester mit einem größeren Wagen – man schämte ich fast –, so gewann ich die Gemeinde sehr lieb: die guten alten Leute aus dem Sudetenland und Schlesien, die Eltern mit ihren Sorgen, die Jugend, die Kinder.
»Wollen Sie immer hier bleiben«, fragte nach 5 Jahren ein Mitbruder, »hier zwischen Schuppen und Schutt, in diesem baufälligen Haus?« Ich blieb, noch weitere 20 Jahre; aber ich baute und baute, bis alles so schön war, daß ich mich fragte, ob dieses (nach meinen Begriffen) »kleine Paradies« mir noch lange geschenkt bleiben würde. Ich sehnte mich nicht nach einer anderen Tätigkeit und schlug alle Angebote des Bischofs ab. Ich hatte ja auch meinen priesterlichen Bruder Georg in der Nähe, mit dem ich ein Herz und eine Seele war.
Aber ich fühlte irgendwie, daß sich etwas vorbereitete und wußte doch nicht was. »Du, Herr, du wußtest es schon«, schrieb einst St. Augustinus. Da kam das »Heilige Jahr 1975«, und ich gedachte, es durch Exerzitien zu heiligen, erstmalig auf der Huysburg, weil ich im Laufe des Jahres immer verhindert war und gegen Ende keinen andern Kurs mehr fand.

Aber bevor ich diesen Wendepunkt beschreibe, möchte ich mich noch einmal umblicken. Es war doch eine reich gesegnete Zeit: 1950 bis 1975. »Den Menschen helfen«, wie ich es mir im Priesterseminar vorgenommen hatte, das war in reichem Maße Wirklichkeit geworden. Mit der Gemeinde und den Priestern des Dekanates war ich sehr verbunden. Aber wo war der monastische Ruf geblieben? Ich muß gestehen, er schien mir entglitten zu sein, wie ein Wasserlauf, der im Karstgestein verschwindet, aber unterirdisch weiterläuft.
Nur das eine merkte ich: der Seelsorge fehlt etwas! Warum verlassen manche gute Priester ihre Stelle? Warum werden die Gemeinden kleiner? Was ist mit der Jugend? Sinkt das geistige Grundwasser? Fehlt es an Gebet? Droht die Mitte zu verschwimmen, der Herr? Sind wir zu weit in die Welt hineingegangen und in Gefahr, ihr »gleichförmig« zu werden? 1972 horchte ich auf; denn es hieß: eine kleine Benediktiner-Zella sei auf der Huysburg bei Halberstadt gegründet worden, und Pater Alfred Goebel, der mir noch aus der Breslauer Orgelzeit als Kaplan an St. Matthias bekannt war, gehöre zu ihr. Aber ich war sehr im Dienst, die Huysburg weit weg, und – ich hielt mich viel zu alt für eine solche Möglichkeit.

Gottes Ruf oder – fromme Einbildung?

Ähnlich, wie Gott nicht bewiesen, berechnet, begriffen, erfaßt werden kann, so gibt es auch in meinem Fall keinen stringenten Beweis, Gott habe mich zum Mönchtum berufen. Aber auch Spuren und Zeichen, die als solche erkannt werden, führen sicher.

Exerzitien (geistliche Übungen) hatte ich schon vielmals erlebt. Aber da kam 1975 während eines stillen Gebetes etwas Neues, noch nie ähnlich Erfahrenes über mich: ein von klarem, hellem Licht umgebener Gedanke von großer Anziehungskraft und beglückender Wirkung: »Mein Leben muß einen neuen Anfang nehmen, der jedoch alles früher Geschenkte voraussetzt. Eine neue Aufgabe ist mir zugedacht.« Die Schönheit dieser Aufgabe erfaßte sogleich mein ganzes Gemüt: was einmal in der Jugend als Sehnsucht in mir war, kann nun Wirklichkeit werden, ein Leben, nahe bei Gott. Nur »Ja« brauchte ich zu sagen, und ich würde niemals ohne Gottes Hilfe sein. Meine Gedanken kreisten sofort um die Frage: Kann das wahr sein? Ist das durchführbar? Darf ich meine Gemeinde, die ich zweieinhalb Jahrzehnte geführt habe, so über Nacht verlassen? Und auch dem alten Vater, dem Bruder und der Schwester mit ihren Kindern und den vielen Verwandten und Freunden den Rücken kehren und sich selbst überlassen? Aber ich mußte mir eingestehen, daß gerade dieses Verlassen von Vater, Mutter, Heimat, wenn Gott ruft, im Alten und Neuen Bund als unerläßlich

gefordert ist. Ich erinnerte mich an Abraham, Mose, Josef; und an das strenge Wort Jesu (Mt 10,37 und 19,29).
Ich war mir im Augenblick bewußt, wenn ich jetzt »Nein« sagte, daß dann ein großes Werk Gottes nicht geschehen kann. Denn Gott zwingt niemals, sondern bietet nur an, daß der Mensch in seiner Entscheidung frei bleibe. Ich halte eine solche »Erleuchtung« durchaus für nichts Außergewöhnliches. Ähnliche klare Angebote Gottes haben sicher schon viele gehabt; wir vergessen das nur zu leicht.
So bin ich damals in wenigen Augenblicken Benediktiner geworden: ich schrieb dem Bischof, und er gab mich frei. Am 1. Mai 1976 nahm ich Abschied und zog der Cella Benedictina Huysburg entgegen und – habe es noch niemals bereut.